Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 108 (1982)
Heft: 27

Rubrik: Von Haus zu Haus

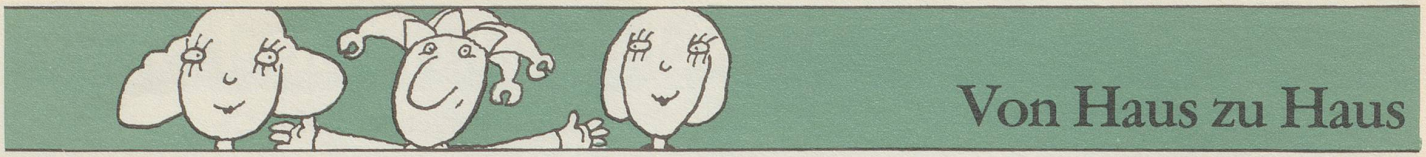
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Von Haus zu Haus

Suzanne Geiger

Hoffnungslos veraltet

Bei schönem Wetter sieht man nun wieder die alte Dame mit dem schönen weissen Haar, das sie wie eine Krone aufgesteckt trägt, auf ihrem Platz im altmodischen Gärtchen im Halbschatten sitzen. – Ein Bild der Ruhe.

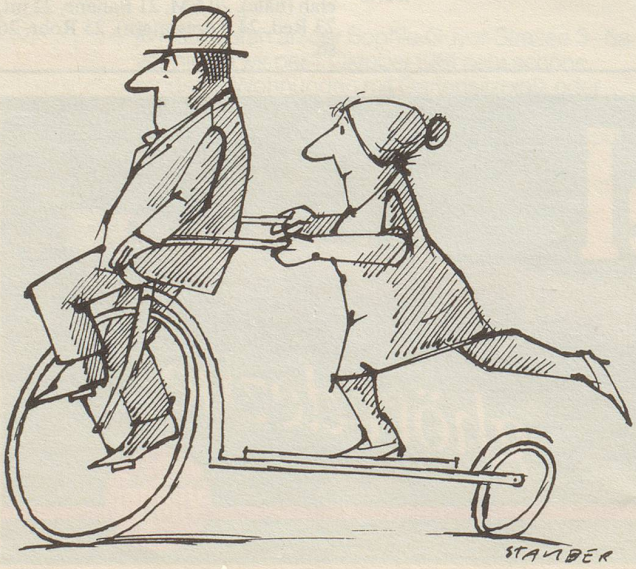
Sie hat ihre Hände in den Schoss gelegt und schaut versonnen in die Blumenbeete, die mit runden Natursteinen eingefasst sind. Im Schatten der Fliederbüsche leckt der schwarze Kater sein Fell. Über die sonnenwarmen Steinplatten huschen Smaragdeidechsen, stehen einen Moment lang still, flitzen die Stufen hinunter und verschwinden in der Trockenmauer. Ein Bild des Friedens.

Auch für die Passanten, die im Vorübergehen durch die verrosteten Schmiedeeisenstäbe blikken. Buchshecken fassen die verwinkelten Gartenwege ein und zeugen von der einstigen glanzvollen Gartenanlage. Die vielen Tonvasen (sie sind allerdings am Zerfallen) fördern die romantische Stimmung. Iris, Mutterherzchen, Goldregen, Feigen- und Birnbäume sieht man. Glyzinien und Kletterrosen passen sich mit ihrem Lila und Vieux-Rose dem abbröckelnden Verputz der alten Villa an.

Links, rechts, oberhalb und unter der Villa stehen grosse, zeitgemässe Gebäude, die alle aussehen, als wären sie überdimensionierte Vervielfältigungsapparate, ungeschlachte Lagerhäuser, riesige Schachteln. Ihre Fassaden sind zum Teil mit Glas bedeckt, damit sie die Gebäude gegenüber spiegeln können. Die leeren Gesichter der Riesengebilde schauen seelen- und verständnislos auf die lächerlich verwaist dastehende alte Villa, auf ihre schief in den Angeln hängenden Schlagläden, an denen der Zahn der Zeit offensichtlich nagt. Man ahnt's: Die Villa ist hoffnungslos veraltet. Ihr hilft weder Ziergiebel noch Säulengebälk, weder Erkerchen noch Pilaster. Bald wird der Bagger aufkreuzen und ebenso gründlich wie erbarmungslos das verschnörkelte Zeug herunterreissen, das so viel ungenutzten Platz in Anspruch nimmt. Die Blumenbeete und Obstbäume werden verschwinden; an ihre Stelle werden steriler Rasen und Ziersträucher nach Schablone treten. An Stelle der unrentablen Villa wird ein modernes, zeitgemässes Flachdachgebäude entstehen, mit letztem Wohnkomfort. – Mir graut davor.

Vorläufig aber sitzt die alte Dame in aller Ruhe auf ihrem Platz. Wie ich sagen hörte, hat sie den Besitz ihrem Enkel vermacht, unter der Bedingung, ihren Lebensabend in Frieden in der ihr gewohnten Umgebung verbringen zu können.

Möge sie diesen – ihren Lebensabend – noch lange Zeit geniessen dürfen – ihr und uns zur Freude!



Zwänge

Kennen Sie die Krankheit, gegen die ein Kraut gewachsen ist? Kennen Sie den Homo spezies, der von diesem Leiden geprägt wurde?

Wen das Übel vor allem befällt, ist nicht genau auszumachen. Meist trifft es Menschen, die entweder im eigenen Haus und Garten herrschen oder aber als Hauswart die Grünflächen zwischen den Mehrfamilienhäusern zu pflegen haben. Ein seltsamer Zwang verursacht die bis heute schier unheilbare Krankheit, einen möglichst garstigen Rasen ums Heim herum mähen zu wollen. Typisch für das Leiden ist der mit der alljährlich wiederkehrenden Rasenmäherbrigade beginnende Kampf gegen die Nachbarn und gegen den letzten Rest Naturverbundenheit in der eigenen Seele – nach dem Motto: «Wer verunziert am naturwidrigsten seine Grünfläche?»

Rezept? Ganz einfach: Man sät reinsten, grünen Rasen, lässt ihn ein klein wenig spriessen, fegt das scheue Stück Natur mit dem Rasenmäher weg, achtet mit Sperberaugen und gieriger Unternehmungslust auf eine zarte Wiederkehr der Gräslein, um die Halme flugs wieder zu stutzen, denn sie dürfen einen Mittelwert von etwa drei Zentimetern nicht überschreiten. Wagen gar ein paar vorwitzige blaue Blümchen, der Sonne entgegenzuwachsen, ist es um die Fassung der Naturverächter geschehen. Mit Düngemitteln wird für den Rasen gesorgt (aber nur bis zur Drei-Zentimeter-Limite), mit Unkrautvertilger den blauen Blümchen zu Kelch gerückt und dem Moos der Garaus gemacht. Dieses Wechselspiel und die Sommersonne lassen das dauernd kurzgeschorene Rasenelend zur Hälfte verdorren, und der stolze Gartenbetreuer darf nach getaner Arbeit seinen gelben, mit diversen Glatzen versehenen Rasen gar noch bewundern, da der Zierrasenvirus seinen Blick für die Natur getrübt hat.

Wie heilt man die für unsere Umwelt schreckliche Krankheit? Indem die mutigsten unter den couragierten Gartenpflegern heldenhaft beide Augen ob der blauen Blümchen zudrücken und die Lider nicht wieder heben, bis aus dem Zierrasen eine Blumenwiese geworden ist, die eine stattliche Höhe aufweist und eine ebenso stattliche Anzahl verschiedener Gräser und Blumen birgt. Wie freut sich da das Insektenvolk!

Wer weiss, vielleicht fühlt sich dann der Nachbar zur Linken oder zur Rechten plötzlich in den Blumenwiesenbann geschlagen – ein neuer Zwang zwar, an dem sich unsere Natur aber laben könnte ... *Barbara Bach*

Bitte Ruhe!

«Wie schrecklich ist es doch, wenn sich zwei Menschen von Zürich bis Genf in der Bahn gegenübersitzen und kein Wort miteinander wechseln.» So sprach unser Kursleiter an einem Seminar für Lebenshilfe.

Kommunikation, das grosse Modewort! Ob sie ausgerechnet im Bahnwagen stattfinden muss? Ich kann mir vorstellen, dass ein Parlamentarier oder ein Geschäftsmann, ein Reisender, der den ganzen Tag verhandeln, reden und zuhören muss, ganz gerne von Zürich bis Genf ruhig im Zug sitzt und schweigt, Zeitung liest – oder einfach nachdenkt. Dasselbe gilt für alle Menschen, die beruflich viele Worte machen müssen. Schweigen ist für sie Erholung.

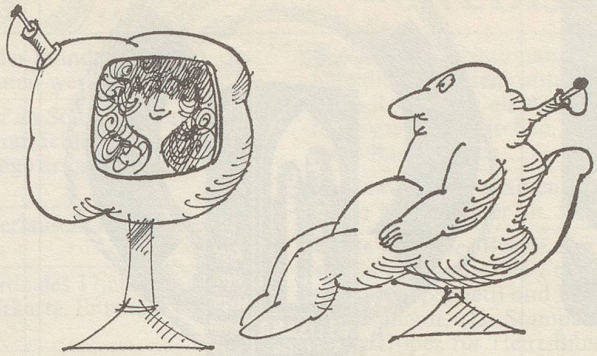
Es sollte nicht nötig sein, ein Erstklassbillett zu lösen, um ungestört reisen zu können. Ich, beispielsweise, höre mir nicht immer gerne Schicksalsschilderungen an. Auch interessieren mich Operationen und Geburten meines Gegenübers nicht sonderlich. Es kommt nicht von ungefähr, dass viele Menschen nicht mit der Bahn, sondern lieber allein im Auto fahren. Das Autoradio kann man abstellen, wenn jemand ewig «pläuderlet». Das geht bei einem redefreudigen Gegenüber im Zug leider nicht! Den Platz zu wechseln, verbietet die Höflichkeit.

Es gibt Momente, in denen wir das Gespräch suchen. Aber eben: Ob es unser Gegenüber im gleichen Moment auch sucht?

Ich sah kürzlich in einem Restaurant den Hund des Wirtes vorbeigehen. Das Tier trug um den Hals eine Schnur, daran baumelte ein Täfelchen: «Bitte nicht füttern!» Vielleicht sollten sich die Menschen auch so ein Schild umhängen? Textvorschläge: «Ich möchte mich aussprechen.» «Ich suche Anschluss.» «Lasst mich in Ruhe!»

Es gibt Geschäfte, die am Eingang einen Ansteckknopf verteilen, auf dem steht, man wolle nur

schnuppern und sich unbehelligt umsehen. Für Eisenbahnpassagiere und Restaurantbesucher wären solche Knöpfe noch zu erfinden ... *Hedy Gerber-Schwarz*



Schweigen ist Gold

Das Ehepaar, das ohne zu reden im Restaurant sitzt, betrachtet man als unglücklich, weil ihm die Kommunikation fehlt: Ein Paar, das sich auseinandergelebt hat, das sich nichts mehr zu sagen hat.

Es gibt aber Ehepaare, die, ohne ständig miteinander zu reden, ständig kommunizieren: die so gut harmonieren, dass sie sich auch ohne Worte verstehen. Vor allem in der Öffentlichkeit haben sie es nicht nötig, dauernd miteinander zu sprechen. Es genügt den Partnern, die Umgebung zu studieren, um – wer weiss, vielleicht nachher zu Hause – ihre Eindrücke auszutauschen, da, wo keine fremden Ohren mithören.

Es sind oft ältere Ehepaare, die öffentlich stumm bleiben. Es ist möglich, dass der Mann oder die Frau nicht mehr gut hört; die beiden möchten ihre Umgebung nicht durch lautes Sprechen belästigen.

Es gibt die Anekdote vom kleinen Buben, dem sein Vater eingeschärft hatte, im Tram nicht laute Bemerkungen über andere Leute zu machen. Als einmal eine sehr dicke Frau das Tram bestieg und sich dem Knaben gegenübersetzte, wandte sich der Bub an seinen Vater: «Gäu Vatti, über die Frou rede´mr de deheime!»

So halten es auch viele Ehepaare. Fazit: Nicht alle, die sich anschweigen, haben sich nichts zu sagen ...

Die besten Freunde sind jene, mit denen man schweigen darf. Leute, mit denen man immer plaudern muss, die die kleinste Unterbrechung im Gespräch als persönliche Beleidigung ansehen, sind mühsam, und die Unterhaltung endet meist mit dem verpönten Blabla.

Sprichwörter treffen nicht ausnahmslos meine Empfindungen – aber zu «Reden ist Silber, schweigen ist Gold» stehe ich.

Hedy Gerber-Schwarz

Weiterlächeln!

Ein Ton, ein Blick – ein Gedanke, eine Geschichte! Kürzlich hatte ich eine solche Assoziation: Abgekämpft, beladen mit Kümmernissen aus meiner sozialen Arbeit und mit den Einkäufen für das tägliche Leben, erreichte ich gerade noch den Vorortszug nach Hause. Ich liess mich auf den ersten freien Sitz fallen. Geschafft! Da traf ein Ton auf mein Ohr, eine Stimme, warm, heiter, wohlklingend. Ich blickte auf. Mein Gegenüber sprach zu meinem Banknachbarn. Das Gesicht vis-à-vis freute sich, die Augen blitzten. Dann lächelte das Gesicht, und rings um die Augen entstand in Sekundenschnelle ein Strahlenkranz aus lauter Fältchen. Je ein Halbrund auf beiden Seiten. Zusammengefügt ein vollkommenes Rund.

Staunend blickte ich darauf, bis sich die Fältchen lösten. Ich schloss die Augen, und vor mir erstand eine farbige Rosette, gefüllt mit intensiver Leuchtkraft, verstärkt durch die Macht einfallenden Sonnenlichts. In Paris, vor zwanzig Jahren: das Frontfenster der Notre Dame. Jung, voller Lebenserwartung stand ich lange davor, mit dem Wunsch, mir diesen Anblick lebenslang einzuprägen – als Sinnbild der ewigen Vollkommenheit und Erhabenheit über täglichen Kleinkram. Ich schaute so lange in die leuchtende Rosette, bis in Paris die Sonne unterging.

Was war aus dieser stummen Beschwörung geworden? Ich hob die Lider und sah mich, belastet und abgehetzt, fern von Erhabenheit und Grösse. Der Schreck durchfuhr mich: meine Station! Schon wieder hetzen!

Draussen lächelte ich, immerzu, bis ich daheim anlangte. Dort stellte ich mich vor den Spiegel und lächelte wieder. Meine Augen blickten verstehend, und rings um sie zeigten sich – Fältchen! Noch unvollkommen das «Bild», aber verheissungsvoll für die Zukunft. Weiterlächeln! sagte mein Mund zu den Augen, und auch du wirst einst die vollkommene Rosette in dir tragen.

Anne-Marie Windisch

Angst ums liebe Geld

Es sind gut zwei Jahre her, seit unser Quartierladen seine Pforten für immer schloss und sein Besitzer uns anstelle von Lebensmitteln Massagebehandlungen zu familiären Preisen anbot.

Der Laden fehlt uns. Die älteren Leute klagen über die Mühe, die ihnen der weite Einkaufsweg bereitet. Die jungen Mütter bedauern, dass sie nicht mehr ihre kleinen Kinder mit dem Kräzli am Rücken zum Lädeli schicken können.

Eines Tages entdeckte ich in der Zeitung, dass ein Eckhaus von unserer dorfähnlichen Siedlung zur Versteigerung ausgeschrieben war. Mir schien, das feile Haus sei genau das richtige Objekt für ein Quartierlädeli. Vorsichtshalber besprach ich mich mit meiner Tochter und einer Nachbarfamilie. Die Idee fand Anklang, und begeistert begannen wir zu planen. In unserer Phantasie entstand ein heimeliges Geschäft. Den grossen Vorplatz versahen wir mit einem Brunnen, mit Bänklein und ein paar Bäumen.

Wir gedachten, um das Ganze finanzieren zu können, eine Genossenschaft zu gründen, und hofften auf viele Mitglieder und spätere Kunden.

In einem Rundschreiben, in dem wir unseren Plan erläuterten, baten wir um Anmeldungen. Hochgestimmt und von unserem eigenen Unternehmergeist beeindruckt, harrten wir der Antworten. Doch die erwartete Begeisterung blieb aus. Nach Ablauf der gesetzten Frist lag nicht eine einzige Anmeldung in unserem Briefkasten. Weder wieherndes Gelächter noch Entrüstung war uns zuteil geworden. Gleichmässig freundlich grüsste man uns. Ich fühlte mich enttäuscht, im Stich gelassen und klopfte auf den Busch: Pessimismus klang aus den Antworten. Ein solches Unterfangen sei von Anfang an zum Scheitern verurteilt, es rentiere nie, man müsse Angst haben um sein Geld ...

Kurze Zeit später stand im Leibblatt, in einem anderen Stadtteil sei ein Quartierladen unter ähnlichen Umständen, mit derselben Idee wie der unsrigen, gerettet worden. *Ruth*

Echo aus dem Leserkreis

Schwächen schaffen Wärme
(Nebelspalter Nr. 21)

Liebe Suzanne Geiger

Nehmen Sie herzlichen Dank für Ihren Artikel «Altern – mit Humor».

Wenn Sie wüssten, welche befreiende Heiterkeit Ihre Beschreibungen bei meiner Frau und mir ausgelöst haben!

Heiterkeit, weil Sie so lebensnah erzählen, und befreiend, weil uns beiden, die wir um 60 herum sind, plötzlich bestätigt wurde: Ach so, es geht bei anderen genau gleich wie bei uns!

Mir als Vater von vier erwachsenen Kindern scheint besonders der Passus von Bedeutung, wo Sie von der «beginnenden Schwäche» des Vaters sprechen, die eine Schranke wegräumt und einer gewissen Zärtlichkeit Platz macht.

Man darf als Vater getrost den Platz des «Hochüberunsstehenden» verlassen, seine Schwächen akzeptieren und – das scheint mir wesentlich – wissend darüber zu lächeln beginnen. Das schafft dann in der Familie «das Warme», das man so sehr liebt und in das man sich so gerne zurückzieht.

Nochmals herzlichen Dank und alles Gute! *Hans Hagmann*

Fabelhaft ist Apfelsaft

ova Urtrüeb
bsunders guet